

Die Musikanten der Weltweisheit

Hat Bücherschreiben noch Sinn?

Die Frage hat nichts zu tun mit der Not der „geistigen Arbeiter“ Wenn statt 35 000 Büchern im Jahr nur noch 20 000 und statt 2000 Blättern nur 800 erscheinen könnten, hätte der Zustand seine Vorteile. Die Hochachtung vor dem Menschen, der Bücher schreiben konnte, nur weil er Bücher schreiben konnte, bestand ja nur so lange zu Recht, als das Schreiben das Privileg Weniger und jedes Buch ein Beitrag zum „Gedächtnis der Menschheit“ war. Das ist heute längst nicht mehr der Fall. Völker und Menschheit wären vielleicht ganz froh, wenn sie einiges vergessen könnten.

Das geistige Leben ist ja nicht nur für die Leute da, die davon ihr tägliches Brot essen. Man kann Schopenhauer mit seinem Wunsche, daß wir auf allen Gebieten nur wenige, aber vortreffliche Bücher hätten, allzu unbescheiden finden. Man braucht den Wert des breiten Unterbaues auch im Geistigen nicht zu unterschätzen; und wird dennoch sagen müssen, daß eine Drosselung der Produktion in Büchern, Zeitungen, Zeitschriften und Doktoren der Philosophie — ich bin auch einer — nicht Erdrosselung des geistigen Lebens ist.

Sie könnte das Gegenteil sein. Sie könnte regeres Leben sein, sogar äußerlich, wirtschaftlich. Das geistige Leben könnte rentabler werden, gerade dadurch, daß es noch unrentabler geworden ist als es war. Wird heute ein junger Mensch, der bei günstigerer Wirtschaftslage sich der Weltweisheit und den schönen Künsten ergeben hätte, statt dessen Bankdirektor, so wird er wahrscheinlich Bücher lesen und keine schreiben. Die Zahl der Schreibenden vermindert, die der Lesenden vermehrt — was könnte erwünschter sein?

Die Frage nach dem Sinn hat mit der nach dem Lohn nur insofern zu tun, als Kopf auf Körper angewiesen ist. Es macht so viel nicht aus, ob sich Bücherschreiben äußerlich ebenso schlecht oder noch etwas schlechter lohnt als von jeher. Die

Frage ist nur: lohnt es sich innerlich? Kann ein Buch noch wirken?

Wirken hat mit dem Erfolg umgekehrt zu tun, als man gemeinhin annimmt. In der guten alten Zeit, vor dem Kriege, beklagte sich der Bücherschreiber grämlich über die Tücke der Verleger, die ihn ablehnten, über die Grausamkeit der Rezensenten, die ihn heruntermachten, über die Böswilligkeit von Kritikern, die ihn totschiessen und über die Blödigkeit des Publikums, das ihn nicht las. Er glaubte sich durch rohe, körperliche, kapitalistische Gewalten vom Wirken abgeschnitten.

Sein Kollege von heute ist viel unglücklicher daran. Er glaubt und klagt, daß seine Verleger nicht genug für ihn tun, daß seine Kritiker und Rezensenten seine Bedeutung nicht genug unterstreichen, daß sein Publikum ihn nicht genug liest. Das heißt: er spürt in seinem und trotz seinem Erfolg, daß er nicht wirkt und nichts ändert.

Warum? Weil es ihm zu leicht gemacht worden ist. Tatsächlich war es vielleicht noch zu keiner Zeit weniger schwierig als heute zu Wirkung und Geltung zu gelangen; und gerade weil es so leicht ist zu „wirken“, scheint es unmöglich zu wirken.

Von jeder Plakatsäule droht ein neuer, besonderer Weltumsturz, schreien Enthüllungen, locken frisch entdeckte Dimensionen. Die Folge ist, daß sich niemand mehr darüber aufregt; außer den Leuten natürlich, die von ihrer Aufregung leben, den — ich bin einer — Journalisten.

Wir sind überfüttert mit Gedanken. Das Bilderbuch verdrängt das Buch und das ideale Bilderbuch, der Film, frißt sie beide auf.

Glückliche Zeiten, als die Menschheit noch in Irrtümern befangen war! Wir hingegen stöhnen unter der Last von einigen Schock Meinungen, von denen jede einzelne nicht Unrecht hat und die doch weder einzeln, noch mitsammen das Gefühl der Wahrheit geben.

Man könnte meinen, diese Schwierigkeit sei mehr physikalischer Art. Schließlich und endlich müsse es doch gelingen, alle diese „Richtigkeiten“ entweder durch eine einzige große

Wahrheit zu besiegen oder zu einer einzigen großen Wahrheit zusammenzufassen.

Die Wahrheit vorstürmen zu lassen, die Richtigkeiten aus dem Felde zu schlagen, kurz, der Situation durch einen entscheidenden Sieg ein Ende zu machen ist unmöglich. Und, so resigniert es klingt: das ist eine der Tatsachen, die unserer Zeit Ehre machen. Denn wenn auch keine von den Anschauungen, mit denen wir heute so reichlich überschüttet werden, uns ganz genug tut und wenn sie alle auch weit entfernt sind, uns zu befriedigen, so ist es ihnen dafür um so gründlicher gelungen, uns anspruchsvoll zu machen. Wir wollen nicht verzichten, wollen nichts opfern von dem, was wir erkannt haben. Alle Verstandesenergie, die auf uns einspricht, uns ihre besondere Richtigkeit als Wahrheit aufzureden, die Konkurrenten aus dem Felde zu schlagen trachtet, beweist uns immer auch zugleich ihr eigenes Gegenteil. Jede Verkündigung, die durch Sieg das Feld behalten, uns überreden will, auf einen Teil unserer Erkenntnisse einfach Verzicht zu tun, um zur Wahrheit und Festigkeit zu kommen, vermehrt nur die Zahl unserer Möglichkeiten des Denkens um noch eine. Wir alle sehnen uns nach dem Gesetz, dem absoluten — und bleiben doch Relativisten, die das Eine ohne das Andere nicht denken und fühlen können, die von jedem Gedanken auch in sein Gegenteil geworfen werden. Unser Gewissen ist nicht einfach dadurch zu befriedigen, daß wir ihm einen Teil unseres Wissens opfern. Diese Befriedigung wäre nicht von Bestand, weil sie — gewissenlos wäre. Denn einen Teil unseres Wissens unterdrücken, vergessen, nicht mehr wissen wollen, um der Ruhe unserer selbst oder der Welt willen, unserem inneren oder äußeren Wohlergehen zuliebe, das hieße uns selbst aufgeben. Es wäre geistiger Selbstmord: die einzige Todsünde, die keine Religion verzeiht, weil sie nicht wieder gut gemacht werden kann. Trotzdem es an Verführung dazu nicht fehlt, erliegen ihr wenige. Der Sieg einer Anschauung, der wir wieder alle innerlich ohne Einschränkung verbunden sind, wäre heute nur möglich auf Grund einer letzten Verzweiflung am Denken überhaupt, einer tabula rasa des Geistes; nein, erst auf

Grund einer tiefen Gleichgültigkeit, der sogar ihre eigene Verzweiflung schon gleichgültig geworden wäre. Das aber ist nicht unser Zustand. Wenn wir verzweifelt sind, dann nicht, weil wir an gar nichts mehr glauben könnten, weil uns alles gleichgültig geworden ist; sondern gerade umgekehrt, weil wir zu vieles einsehen müssen.

Weder durch teilweises Vergessen, noch durch die *tabula rasa* kann uns Wahrheit kommen, die uns erfüllen und uns sich zu eigen machen könnte. Sie darf unser Wissen nicht leugnen; sie muß es aufnehmen und enthalten. Nicht rückwärts auf ein Alleingültiges, sondern vorwärts zum Allgemeingültigen führt unser Weg. Alles andere, wie erhaben und tiefsinnig es sich auch gebärde, ist geistiger Selbstmordversuch.

Das Allgemeingültige sucht heute unsere Philosophie in verschiedener Art. Die ältere Weltweisheit der Universitäten strebt dahin, indem sie einfach die Sechs- und Siebensilber der Fachterminologie immer neu paart oder neu teilt. Man könnte sie die chemische Philosophie nennen. Sie geht mit ihren Begriffen und Formeln um, wie eine Chemie ohne Grenzen und Gesetze, in der sich alles binden, alles scheiden, alles aufeinander zurückführen läßt. Für uns hat dieses Gesellschaftsspiel unter Berufsgenossen, das zwar steril, dafür aber ohne Anspruch auf geistige Welteroberung ist, nur auf Umwegen Bedeutung.

Anders und unserem Thema näher steht schon die jüngere akademische Weltweisheit. Sie versucht tatsächlich wieder, die ganze Welt zu erfassen, zu beleuchten und zu deuten, aber auf eine vereinfachte Art: nämlich am Typus. Ihre Bedeutung liegt darin, daß sie mit aller Kraft wieder den Menschen in den Mittelpunkt der Betrachtung rückt, statt des Begriffes. Doch erstarrt ihr der lebendige Mensch mit seinem Reichtum vorzeitig zum Typ, nämlich gleich zu Anfang. In diesem besonderen Teil unserer heutigen Philosophie sind die Typen immer vor den Einzelheiten da: Arbeitswerkzeug, statt Arbeitsergebnis.

Dadurch wird (neben anderen Nachteilen) besonders eine Gefahr jeder Philosophie überstark: daß nämlich nicht die Welt, das Ursprüngliche, sondern die anderen Weltanschauungen, das

Abgeleitete, Grundlage und Ziel des Denkens werden. Es entsteht eine Philosophie über die andere Philosophie; Philosophie zur zweiten, dritten, zehnten Impotenz; Bücherkritik, statt Weltanschauung. Das Denken in Typen wird zur bloßen Demonstration am Phantom, zu einer geistigen Gymnastik, die ebenso akademisch-alexandrinisch versandet, wie die chemische Philosophie.

Daß auch im Denken jede Aktion Reaktion ist, daß jede Weltanschauung zugleich Nach-Denken, Kritik anderer Weltanschauung ist, braucht man dabei ebensowenig zu übersehen, wie die andere Tatsache, daß Bücher die Hauptquelle unserer Kenntnis der Vergangenheit sind. Nur fragt es sich, ob sie benutzt werden als Prüfsteine oder als Grundsteine. Ein lehrreiches Beispiel bietet Schopenhauer. Sein Bannfluch über die „Windbeutel“ Hegel und Fichte ist ohne Wirkung verhallt, was Reaktion an ihm war, hat seine Bedeutung verloren. Wäre nur sie sein Ziel gewesen, er wäre heute ebenso vergessen, wie unsere chemische Philosophie in fünfzig Jahren vergessen sein wird. Aber seine Reaktion war nur Kehrseite seiner Aktion, welche die Welt als Willen und als Vorstellung zu erweisen sich mühte. Unsere heutige Philosophie jedoch bezieht ihren ersten Antrieb immer aus der Reaktion. Sie philosophiert im Hauptpunkt die Werke der anderen Philosophen herunter oder hinauf; und trotzdem sie dabei sogar mehr recht hat, als Schopenhauer gegen Hegel und Fichte, wird sie doch vielleicht ein wenig schneller vergessen werden.

Neben der chemischen Philosophie und der Typenphilosophie steht, ihre Ergebnisse zum Teil ausnutzend, das, was man mit schieferm Ausdruck Kulturphilosophie nennt. Sie denkt nicht wie die Kantische Philosophie über Möglichkeiten und Grenzen des Denkens, sondern über das Leben selbst; und auch wo ihr das Denken zum Problem wird, meint sie nie das Denken als logischen Vorgang, sondern immer als Lebensakt. Von Nietzsche bis Scheler, Keyserling, Spengler hat diese unsystematische Philosophie unerhörte Triumphe gefeiert. Philosophische Standwerke sind populär geworden wie Ullsteinromane.

Da spätere Kapitel sich ausführlicher mit der Lebensphilo-

sophie befassen, können hier flüchtige Andeutungen nicht über den Inhalt, nur über die Methode genügen.

Die unsystematischen Philosophen gewinnen uns leichter. Wir ertragen selbst offenbare Widersprüche, denn sie liegen ja auch in der Welt selbst offen da und die Lebensphilosophie tut ihnen weniger Gewalt an als die systematische. Es stört uns sehr wenig, wenn der Philosoph auf Seite 32 das Christentum für ein Übel und auf Seite 159 für einen Fortschritt erklärt. Wir erkennen den jedesmaligen Zusammenhang und erheben keinen Widerspruch gegen den Widerspruch. Wir sind über das Alleingültige hinaus- und noch nicht vorwärtsgekommen bis zum Allgemeingültigen. Werden uns daher zwei Erkenntnisse vorgelegt, die einen Widerspruch bilden, so werden wir weder die eine verwerfen, noch den voreiligen Versuch machen, sie beide zu versöhnen. Vielmehr werden wir beide Erkenntnisse mitsamt ihrem Widerspruch hinnehmen.

Und hier beginnt die wirkliche Schwierigkeit der neuesten Kulturphilosophie. Sie umgeht die Gefahr, sich selbst zu widersprechen, auf ganz eigentümliche Art. Um die Widersprüche mit sich selbst aufzuheben, zu denen Mut gehört, hebt sie alle Grenzen auf. Nietzsche tat das, indem er seine Philosophie in Aphorismen faßte. Dabei hatte wenigstens jeder einzelne Gedanke noch ein Minimum von Bestimmtheit, während er auf der anderen Seite, durch die aphoristische Form, unverbindlich, oder jedenfalls nur in einem bestimmten Zusammenhang verbindlich wurde. Eine Methode, die Arthur Schnitzler einmal ganz scharf in ein paar Worte gefaßt hat, die zwar nicht Nietzsche gelten, aber sein Vorgehen deutlicher bezeichnen, als ein Band in Großquart: es ist alles nur im selben Augenblicke wahr.

Seine Nachfolger gehen anders vor. Sie empfinden peinlich eben dieses Unverbindliche einer aphoristischen Philosophie; sie möchten, der Sehnsucht der Zeit entsprechend, wieder in Quadern bauen und wissen doch, daß kein System ihnen selbst und uns genügen kann. So kommen sie zu einer anderen Aushilfe: der Grenzenlosigkeit. Von Keyserling versteht sich das von selbst. Schon sein Titel Reisetagebuch eines Philosophen spricht

deutlich genug; er hätte, ohne zu übertreiben, auch sagen können Weltreisetagebuch eines Philosophen. Bei Spengler ist auf zwei Seiten, die man beliebig aufschlägt, die Rede etwa von englischer Politik, vom Königreich Tsu, vom Napoleonismus und Cäsarismus, vom magischen Geist und magischen Geld, vom byzantinischen Mönchtum, vom Bastillesturm, von den Abbasiden, von der Restauration von 1815; und dazwischen von weiteren Menschen und Dingen, deren Stellung und Bedeutung vielleicht nur der Fachgelehrte genau kennt: vom Abt Theodor von Studion, von den Paulikianern, von den Churramija, von Babak, von den Karmaten, vom Jahrhundert des byzantinischen Bildersturms, von einer freikirchlichen Mönchspolitik, vom Sklavenaufstand in Irak und anderem mehr. Spengler wird erwidern, das sei ja eben seine Methode, das sei ja eben das Neue und Große, das seien die historischen Parallelen über Blüte und Verfall der großen Kulturen. Für unseren vorläufigen Zweck geht es schon zu weit, ihm zu erwidern, daß seine Parallelen nicht viel länger sind als der Strich über dem Feuilleton, wenn etwa — immer auf denselben zwei zufälligen Seiten — Bagdad den Titel eines neu erstandenen Ktesiphon erhält; wenn ein byzantinischer Abt in magischen Formen die Bastille stürmt; wenn Ali den Beinamen Spartakus des Islam bekommt. Wir werden diese Lust an und diesen Zwang zu einer Verknüpfung des einander Fernliegenden später auf Gebieten wiederfinden, die anscheinend tief unter Spengler liegen. Hier genügt vorläufig die ganz simple und materielle Feststellung, daß der Stoff bei Spengler sich nicht, wie nach Spenglers Ansicht die Kultur es tut, aus sich selbst geheimnisvoll entfaltet, streng und magisch an seinen Zirkel gebannt. Gerade das Gegenteil ist der Fall: der Stoff gehorcht jedem Einfall und der einzige feste Punkt in der Kulturphilosophie der Gegenwart ist der Philosoph selbst. Der Stoff ist nicht mehr in irgendeiner erkennbaren vorausbestimmten Weise gebunden, sondern nur noch personell.

An Stelle des Gedankens, mit dem es bisher die Philosophie zu tun hatte, tritt die Stimmung. Schopenhauer, mit dem End-

ziel einer Befreiung von Willen und Langeweile in Nirwana, also ein Stimmungsphilosoph, ein Ästhet, ein Lyriker, fängt doch seinen ersten Band mit dem sehr bestimmten Satz an: die Welt ist meine Vorstellung. Spengler, der Verächter von Stimmungen, der Verkünder des Tatmenschen, der Erniedriger der Philosophen und Dichter, fängt seinen zweiten Band mit den Worten an: betrachte die Blumen am Abend, wenn in der sinkenden Sonne ... und man wundert sich, daß sich die Zeilen nicht reimen.

Durch ein paar tausend kümmerlicher Jahre hat sich die Philosophie ebenso selbstverständlich mit Denken befaßt (gleichviel was sie auch immer über das Denken dachte und wie sie es anfang), wie sich der Maurer mit Mauersteinen, der Bäcker mit Brot befaßte. Jetzt tritt an Stelle des Gedankens die Stimmung, an Stelle der Behauptung die Lyrik; nein, nicht die Lyrik, sondern der grenzenloseste Menschenausdruck: die Musik. Unsere Kulturphilosophen sind verhinderte Musikanten.

Damit aber ist das Wesen der Philosophie, die es mit dem Gedanken zu tun hat, aufgehoben. Diese Wandlung ist grundsätzlich verschieden von allen früheren. Wenn einem Vogel plötzlich drei Beine wachsen, ist er noch immer ein Vogel, wie sehr auch die Vogelwelt gegen diese Neuerung angehen mag. Wenn ein Vogel aber sein ganzes Wesen ändert und, sagen wir, eines Tages wie eine Katze aussieht, dann haben wir trotz seiner Behauptung, er sei noch immer ein Vogel, wohl kaum noch das Recht, ihm den Namen noch zuzubilligen und nennen ihn besser Katze.

Natürlich besagt das nicht, wenigstens nicht von Hause aus, etwas gegen Wert und Leistungen der Katze. Warum sollen Philosophen nicht Künstler werden? Und in der Tat wäre wenig dagegen einzuwenden, wenn sie nur eben Künstler werden möchten. Aber sie werden es nicht. Dann nämlich müßten sie an einem begrenzten Einzelfall Weltall und Menschheit demonstrieren. Sie aber gebrauchen bis jetzt Weltall und Menschheit, um eine Stimmung zu demonstrieren.

Dabei entwaffnet die Musikalität, die Grenzenlosigkeit in der

Zusammenholung und der Zusammenstellung des Stoffes jede Kritik. Über ein Werk, das alles sagt, was es nur will, kann auch die Kritik alles sagen was sie will. Das ist ohne jede Schwierigkeit ganz von außen zu erweisen, aus dem äußeren, dem Druckbogenumfang moderner Philosophie. Wenn ein viel belesener Mensch ohne besondere überragende geistige Gaben sich hinsetzt, um einen großen Band zu verfassen, in der er jeder seiner Belesenheiten unter Zugrundelegung eines Gedankens nachgeht, so muß sein Buch notwendigerweise viel Neues und Überraschendes bringen. Wenn auf der anderen Seite ein Genie sich dieselbe Mühe macht, so wird er vielleicht bei der Ausdehnung des Bandes flachen, schiefen, erweislich unrichtigen Einzelheiten nur unter Schädigung der inneren Stosskraft aus dem Wege gehen können. Deshalb ist die Kulturphilosophie der Gegenwart sehr leicht zu loben, denn sie enthält auf jeder Seite Fesselndes, Richtiges und bisweilen selbst Wahres; sie ist sehr leicht anzugreifen, denn sie muß notwendigerweise viel Falsches bringen. Was aber das Schlimmste ist: sie ist sehr leicht nachzumachen, denn niemand von uns kann wissen, zu welchen überraschenden und fesselnden Einzelheiten er kommt, sobald er einmal ernstlich daran geht, die Tontafeln des Assurbanipal mit dem Dollarkurs und den Zweitaktmotor mit der Porzellanmalerei unter der Dynastie T'sin zu verknüpfen.

In ihrer Wehrlosigkeit hat nun die Kritik ein merkwürdiges Auskunftsmittel gefunden. Sie tritt nämlich einfach die Flucht auf die höhere Ebene an. Sie beendet die Kritik mit der Definition; während Definition der Anfang der Kritik ist. Sie konstatiert den Eklektizismus Keyserlings und den Pessimismus Spenglers. In der Tat bleibt ihr nichts anderes übrig; denn das Eingehen in die Einzelheiten, die nur musikalische Figuren sind, ist ja wertlos geworden.

Ältere optimistische Leute sprechen immer noch von den geistigen Kämpfen der Gegenwart. In der Tat aber sind geistige Kämpfe so ziemlich das einzige, was die Gegenwart sicher nicht besitzt. Die endlose und leidenschaftliche Polemik auf jedem Gebiet, die das achtzehnte und noch den Anfang des neunzehnten

Jahrhunderts erfüllte, hat aufgehört. Selbst politische Leitartikel werden unpolemisch geschrieben (ohne daß deshalb etwa das Zeitalter der Toleranz angebrochen wäre). Polemik ist unmöglich; wo keine Behauptung mehr steht, sondern nur noch Musik, gibt es Gegenbehauptung.

Die Folgen?

Oben war der Ausdruck Überfütterung mit Gedanken gefallen. Aber er stimmt nicht. An die Stelle des Gedankens, der etwas Bestimmtes ist, ist die Strömung, die Richtung getreten, die etwas ganz unbestimmtes ist. Viele Leute behaupten, sie seien über den Tod des Gedankens nicht traurig. Wirklich und gültig — sagt auch Spengler — sei ja einzig die Tat. Wir werden später auf bestimmterem Felde der Frage nahe kommen, ob der Gedanke wirklich die Tat lähmt. Ganz axiomatisch aber kann gesagt werden, daß Strömungen, Stimmungen, Richtungen ganz sicher die Tat lähmen.

Die Strömung ist das Mittel, an allem Interesse und nichts ernst zu nehmen.

Ihr allgemeinster Ausdruck besteht in den vier Worten: es ist etwas daran; die zugleich Hochachtung und Nichtachtung ausdrücken.

Wir haben die beiden großen Versuche, in der und durch die Philosophie wieder zum Absoluten zu gelangen, bis zu ihren Ergebnissen verfolgt. Die frevelhafte Anstrengung, zugunsten unseres Wohlbefindens einen Teil unserer Erkenntnisse zu unterdrücken, führte günstigen Falles zu noch einer Denkmöglichkeit neben den schon Bestehenden. Der andere Versuch, zusammenzufassen, zu überbauen, führte in der Philosophie — und in der Kunst ist es nicht viel anders — zur Lähmung des Denkens überhaupt; aber damit nicht zur Tat, sondern nur zu Strömungen, die aneinander vorbeigehen oder Wirbel bilden; zwischen denen aber infolge ihrer Unbestimmtheit und Grenzenlosigkeit, infolge ihrer Musikalität, weder Kampf noch Versöhnung möglich ist.

Gibt es einen dritten Weg, um dem Absoluten näher zu kommen? Hat Bücherschreiben wieder Sinn?